Museum

pam (H) / MUS

FÜHRER

DURCH DAS MUSEUM FÜR VÖLKERKUNDE BASEL

Alt-Mexiko

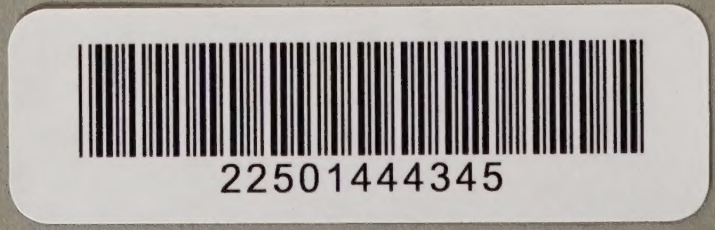
DA1 / DA3

Basel 1945
Buchdruckerei G. Krebs A.G., Fischmarkt 1

Verzeichnis der bis jetzt erschienenen Führer.

Die nachstehend verzeichneten Führer sind alle im Museum für Völkerkunde zum Preise von Fr. 0.25 pro Exemplar erhältlich.

Ceylon, Vorderindien, Himalayaländer (1929)	(F. Sarasin)	22	Seiten
Australien (1929)	(F. Sarasin)	8	„
Neue Hebriden und Santa Cruz-Inseln (1929)	(F. Speiser)	36	„
Neu-Guinea (1930)	(P. Wirz)	24	„
Inseln Nias und Mentawei (1930)	(P. Wirz)	16	„
Alt-Ägypten (1930)	(L. Rütimeyer)	18	„
Ackerbauhalle (1931)	(F. Sarasin u. E. Paravicini)	16	„
Bali und Lombok (1931) . . .	(P. Wirz)	21	„
Neu-Caledonien und Loyalty-Inseln (1931)	(F. Sarasin)	26	„
Nord-Amerika (1931)	(F. Speiser)	31	„
Java (1932)	(E. Paravicini)	21	„
Polarvölker und Sibirien (1932) .	(L. Rütimeyer)	25	„
Borneo (1932)	(P. Wirz)	20	„
Salomonen (1933)	(E. Paravicini)	23	„
Siam (1934)	(F. Sarasin)	24	„
Sumatra (1935)	(E. Paravicini)	23	„
Celebes (1936)	(F. Sarasin)	22	„
Prähistorische Sammlung (1937) .	(F. Sarasin)	48	„
Einführung in das Museum für Völkerkunde (1939) . . .	(F. Speiser)	96	„
Kunststile in der Südsee (1941) .	(F. Speiser)	38	„
Alt-Mexiko (1945)	(H. Dietschy)	38	„


22501444345

Alt-Mexiko.

Wellcome Library

Die schimmernden Steinbauten, die vor nun schon über vierhundert Jahren den spanischen Eroberern an der Küste der Halbinsel Yucatán als erste Zeugnisse hohen indianischen Kulturlebens gleich einem Traum erschienen, sie beschäftigen die Gemüter heute noch. In ihren barocken Fassaden scheint ein Geheimnis enthalten zu sein: elefantenähnliche Rüssel springen aus ihnen hervor und geben Anlass zu den mannigfaltigsten Vermutungen. Das einheimische „Rüsseltier", der Tapir, überzeugt als Vorbild der Rüsselmasken keineswegs alle Forscher. Manche denken daher an hochkultivierte Asiaten, die einst über den Stillen Ozean herübergekommen seien und die indianische Kultur begründet hätten. Andere erinnern daran, dass man eiszeitliche Verwandte des Elefanten, Mastodonten, in Überresten zusammen mit menschlichen Hinterlassenschaften auch auf amerikanischem Boden gefunden habe. Die indianische Kultur sei also uralt, uralt seien auch die Bauten mit dem Rüsselschmuck, da sie von eiszeitlichem Leben zeugten.

Es wird angesichts dieses Rätselratens gut sein, wenn wir zu Beginn unseres Rundganges durch die mexikanische Sammlung uns über die archäologischen Verhältnisse klar zu werden versuchen. Dass die Ureinwohner der Neuen Welt während langen Zeiträumen vom Nordosten Asiens her Welle um Welle über die Beringstrasse nach dem nördlichen Amerika gelangt und von da durch die tropischen Breiten hindurch, von Norden nach Süden immer den Gebirgen folgend, schliesslich bis in die wiederum kühlen Gegenden an der Südspitze hineingesickert sind, — darüber kann kein Zweifel herrschen. Zuviele Umstände sprechen dafür. Amerika ist aber nicht erst für die Europäer des beginnenden 16. Jahrhunderts eine „neue" Welt gewesen, sondern schon Jahrtausende früher für die junge Menschheit, welche die Eiszeiten — in den Tropen waren es „Regenzeiten" — überdauert und in ihnen sich geformt hatte: Europa, Asien, Afrika hatten längst menschliche Wesen ge-

kannt, bevor die Eisbarriere im Nordwesten Amerikas wich und endlich auch den Weg in den letzten Kontinent freigab.

Menschentypen mit „äffischen“ Zügen, Angehörige der Neandertaler- oder gar der Anthropus-Stufe, hat man in Amerika denn auch keine gefunden. Die ältesten Menschenreste sind dort nicht verschieden von der Erscheinung der heutigen Indianer. Auch eine eiszeitliche Kultur ist nicht zum Vorschein gekommen. Wohl gibt es Steinwerkzeuge, die behauen und noch nicht geschliffen sind, also altsteinzeitlich aussehen. Sie finden sich aber nicht in den entsprechend alten geologischen Schichten. Überreste menschlicher Kultur sind freilich zusammen mit ausgestorbenen Tieren — mit Mammut, Mastodon, Riesenfaultier, mit dem Wildpferd — aufgedeckt worden. Aber es scheint, dass diese Fauna sich teilweise weit über die letzte Eiszeit hinaus noch hat halten können. Im Hochland von Ecuador wurde zu einer Zeit, als die Indianer die Töpferei bereits kannten, also einigermassen sesshaft waren und vermutlich etwas Feldbau betrieben, in einem Sumpf ein Mastodon erlegt und dann an Ort und Stelle zubereitet. Man hat mit seinem Skelett zusammen die steinernen Waffenspitzen, Tonscherben und Brandspuren gefunden. Wenn also die Rüsselmasken von Yucatán wirklich Erinnerungen an Mastodonten enthalten, so müssen es jedenfalls nicht unbedingt Eiszeiterinnerungen gewesen sein.

Die den Fundverhältnissen nach ältesten Kulturen sind im südwestlichen Nordamerika, in Arizona, New Mexico und Texas entdeckt worden. Sie stammen vom Ende der Eiszeit und sind etwa 14 000 v. Chr. anzusetzen. Es sind ihrer zwei: eine nördlicher gelagerte Jägerkultur mit typischen Steinklingen und Tierresten (Folsom-Kultur) und eine südlicher verbreitete Sammlerkultur mit einem reichen Hausrat an Stampfern und Mahlsteinen (Cochise-Abilene-Kultur). Im Südwesten der Vereinigten Staaten und in Nordmexiko hausten also seit der frühesten Besiedlung Amerikas Indianer, die sich wirtschaftlich auf die wildwachsenden Pflanzen verliessen, in der Weise etwa wie heute noch die Paiute und Paviotso im

pam CHJ | MUS

Great Basin der Felsengebirge oder die Yuki in Kalifornien und die Seri im nordwestmexikanischen Küstengebiet. Im selben Umkreis beidseits der heutigen Staatsgrenze blühte dann von vielleicht 500 v. Chr. bis um 800 n. Chr. eine einfache Bauernkultur. Die Hauptfrucht war der Mais; Kleidungsstücke wurden aus Yuccafasern verfertigt; zunächst blieben aber Tontöpfe unbekannt. An ihrer Stelle dienten dichte Körbe als Gefässe. Man spricht deshalb von der „Korbmacher"-Kultur.

Die Korbmacher-Kultur war die älteste Bauernkultur in Nordamerika. Im südlicheren Mexiko und in Mittelamerika muss eine ähnliche Kultur noch früher begonnen haben, vielleicht um 1000 v. Chr., am frühesten aber offenbar in Kolumbien, um 1500 v. Chr. Man hatte einst die Urheimat des Maises, der einheimischen amerikanischen Kornfrucht, in Paraguay gesucht. Später fand man eine wildwachsende Maisart, die Euchlaena, in Mexiko, und schloss daraus, dass dieses Land der Welt den Maisbau geschenkt habe. Vor einigen Jahren aber hat sich nun herausgestellt, dass die Euchlaena einer Mischung von Mais und Tripsiacum entspringt, dass mithin heute keine wildwachsende Maisart vorhanden ist und darum fernerhin auch kein Grund, Mexiko als Heimat anzusehen. Archäologische, ethnologische und sprachliche Gründe lassen heute, wie gesagt, eher Kolumbien als Ursprungsland der Maiskultur vermuten. Von hier verbreitete sie sich allmählich bis nach Chile und bis zu den grossen nordamerikanischen Seen, bevor noch die Europäer amerikanischen Boden betraten. Ums Jahr 1000 also muss sie nach dem nördlichen Mittelamerika und dem südmexikanischen Hochland gelangt sein. Der junge Gegenstrom von Süden trifft sich hier mit dem alten Strom an einer Stelle, wo der Kontinent schmal wird, wo immer schon die Südwanderungen sich zu stauen und wie durch einen Engpass sich hindurchzuwinden gezwungen waren. Die „Wirbel", die dabei entstanden sind, kann man heute noch bis zu einem gewissen Grade an der merkwürdig „verspritzten" Verteilung der Indianersprachen ablesen. Nordamerikanische Sprachen tauchen vereinzelt bis gegen Panamá hin auf; historisch be-

deutsam sind vor allem die Uto-Azteken. Die altertümlichen Otomí und Popoloken auf dem mexikanischen Hochland hingegen finden ihre Verwandten in den Mangue oder Chorotegen von Nicaragua, deren alte Kultur eher einen „südamerikanischen“ Eindruck macht. Wie ein Block inmitten der widerstrebenden Strömungen scheinen die Maya von Guatemala, Yucatán, Tabasco und Chiapas zu verweilen — kulturell lassen sie Nordamerikanisches und Südamerikanisches in eigenartiger Verbindung ahnen. — Ihrer körperlichen Erscheinung nach gehören die Völker Mittelamerikas alle der sogenannten jungamerikanischen Rassengruppe an.

Eine weitere Komponente in der altmexikanischen Kultur wollen wir nur streifen. Es ist eine fremde. Gerade deswegen ist bis jetzt nur schwer etwas Sicheres zu sagen. So sehr die Indianer ihre erstaunliche Kultur in der Hauptsache selber geschaffen haben, so scheinen sie doch auch Anregungen von jenseits des Stillen Ozeans empfangen zu haben, auf dem Gebiet des Glaubens etwa. Wir werden Spuren davon antreffen.

Bevor wir nun die eigentliche Geschichte und das Bild der mexikanischen Hochkultur zur Zeit der Eroberung betrachten, ist aber ein kurzes Wort zur Aussprache der Namen am Platze. Es ist üblich, die indianischen Wörter heute noch so zu schreiben, wie die spanischen Eroberer sie in ihrer damaligen Schreibweise niederlegten. C vor e und i klingt als scharfes s, ebenso z. Ch soll tsch bedeuten. H bleibt stumm. J entspricht unserem ch in „ach“. Qu = k. U nähert sich w. X lautet sch, y wie unser j. Xochipilli ist also Schotschipilli zu lesen.

Da wo später die Maya Schöpfer der höchsten indianischen Geistigkeit geworden sind, finden sich zeitlich frühere Zeugnisse einer Maisbauernkultur, die sich bereits über das Stadium der Korbmacher erhoben hatte, deren Kunst aber noch archaisch und einigermassen „südamerikanisch“ anmutet. Vielleicht verbergen sich die Chorotegen dahinter. Man nennt sie die Prämaya-Kultur und datiert sie von ungefähr 1000 vor Chr. bis ins 5., in Guatemala gar bis ins 8. Jahrhundert nach Christus. Die Prämaya beherrschten die Töpferei und

die Steinplastik, das vornehmste Werkzeugmaterial war aber noch der Stein. Die mittelamerikanischen Hochkulturen sind übrigens bis zuletzt vorwiegend in der Steinzeit „stecken geblieben". Auf der Grundlage der Korbmacher erwuchs etwas später auch auf dem mexikanischen *Hochland* eine entwickeltere Maisbauernkultur, welche nun ebenfalls die Töpferei und die Weberei kannte, ihren künstlerischen Ausdruck aber eher in einer formenreichen Tonplastik von archaischem Gepräge fand. Man spricht von der Archaischen Kultur und unterscheidet verschiedene Schichten, die zusammen von etwa 250 vor Chr. bis ins 7. Jahrhundert nach Chr. reichen. Die Tarasker von Michuacán haben die archaische Kunst bis in die Eroberungszeit einigermassen bewahrt.

Während noch die Prämaya-Kultur im Süden andauerte, begannen die Urmaya, die eigentlichen Maya, in den Bergen Südmexikos sich zu regen. Ein kleiner Teil, die Huaxteken, wanderte an der Küste des Golfs von Mexiko nach Norden, die übrigen wandten sich nach Süden und überfremdeten allmählich die Prämaya, nicht ohne von ihnen zu lernen. Das älteste Mayadenkmal (von Tuxtla, im Ausgangsgebiet) trägt in europäische Zeitrechnung umgerechnet das Datum 162 nach Chr. Zwischen 300 und 900 nach Chr. entstehen dann im Süden die glänzenden Tempel und Paläste der „Hellenen der Neuen Welt" mit ihren Inschriften, — zahllose „Städte", von denen Tikal in Nordguatemala, Palenque in Chiapas, Copán und Quiriguá im Grenzgebiet von Guatemala und Honduras wohl die bekanntesten sind. Dieses „Alte Reich" der Maya ging um 900 ziemlich plötzlich im Urwald unter. Kriege zwischen den kleinen Staaten, der Raubbau am fruchtbaren Boden, das gelbe Fieber, ein feuchteres Klima: das sind Vermutungen, die über den Grund der Katastrophe geäussert worden sind. Einen völligen Bruch führte sie indessen nicht herbei. Die Mayakultur erlebte von etwa 1100 an eine Nachblüte im „Neuen Reich" auf der Halbinsel Yucatán, bis Bruderkriege zur Fremdherrschaft von Hochlandmexikanern führten. Als die spanischen

Eroberer anlangten, waren die Maya wieder im Niedergang begriffen.

Ihr Einfluss ist bis auf das Hochland zu verspüren. Den älteren Maya stehen kulturell nahe die Tzapoteken des südmexikanischen Berglandes — mit den Zentren Monte Alban (bei Oaxaca) und Mitla — und die Totonaken der Golfküste um Vera Cruz. Verwandt ist vor allem auch die Kultur der „Tolteken“ von Teotihuacán auf dem Hochland. Sie beginnt schon in der archaischen Zeit, im 6. Jahrhundert, ist berühmt für ihre skulpturengeschmückten Pyramiden, ihre Tonplastiken und Wandmalereien und findet ihrerseits um 1200 ein Ende: in einer Zeit der Völkerwanderungen. Diese dauert bis um 1400 und bringt Nahuastämme zur Herrschaft, die zur Uto-aztekischen Sprachfamilie gehören. Die vielgenannten Azteken, die „Römer der Neuen Welt“, sind unter ihnen wiederum ausgesprochene Spätlinge. Zunächst ist Cholula der Mittelpunkt der Nahuakultur. 1325 gründen die Azteken oder Mexica, wie sie sich auch nannten, in der Lagune von Mexiko eine eigene Stadt, Tenochtitlan. 1430 übernehmen sie die Führung in einem Dreistädtebund um den See (Tenochtitlan, Tetzcoco, Tlacopán). Hundert Jahre später, 1520, wurde das „Aztekenreich“ bereits zum Vizekönigreich Neuspanien.

Für das Kulturbild zur Zeit der Entdeckung sind einige geographische Verhältnisse wichtig. Das Gebiet, von dem wir sprechen, liegt innerhalb der Wendekreise, in den Tropen der Nordhalbkugel, und erlebt zweimal im Sommer den Zenithstand der Sonne, währenddessen kein Schatten fällt. In der Zwischenzeit, während die Sonne sich am nördlichen Himmel bewegt, herrscht die Regenzeit. Sonnenhöchststand und Regen stehen in engem Zusammenhang. Der Regen aber ist auf dem Hochland, das in der Trockenzeit wüstenhaft wird, für die Fruchtbarkeit des Bodens entscheidend. So wird die Sonne zur lebenspendenden Macht. Nicht ohne Bedeutung ist ferner die Tatsache, dass die Gebirge Mexikos und Mittelamerikas stark vulkanisch, dass auch Erdbeben häufig sind. Im Bild, das sich der Indianer von der Welt machte,

musste sich das auswirken. Für die äussere Lebenshaltung ist schliesslich die Höhenlage massgebend. Bekanntlich unterscheidet man die *tierra caliente* (das tropisch heisse Land) in der Tiefe von der *tierra templada* (dem gemässigten Land) der Randberge und der *tierra fría* (dem „kalten" Land) der Hochfläche in durchschnittlich 2000 Metern Höhe. Die Azteken, von denen wir in erster Linie zu sprechen haben werden, waren Kinder der tierra fría, des Hochlandes.

Das Leben der Indianer im alten Mexiko und Guatemala, darüber darf man sich durch die leuchtende Reihe von Städten nicht hinwegtäuschen lassen, spielte sich doch zu einem grossen Teil auf dem Lande, in den Dörfern ab, und zwar nicht viel anders, als heute noch. Vieles, was hier in der Vergangenheit erzählt wird, könnte auch in der Gegenwart erzählt werden. Zugtiere und den Wagen gab es zwar vor der Entdeckung so wenig wie den Pflug. Die Dörfer waren nicht geschlossene Siedlungen, sondern bestanden aus verstreuten Gehöften inmitten der Maisfelder und Bohnenpflanzungen. Jagd und Fischerei halfen die Mahlzeiten ergänzen. Fleisch bot auch das einzige Haustier, das man ausser dem Hunde kannte: der Truthahn. Die einheimische Kornfrucht, der Mais, verlangte auf dem Hochland nach künstlicher Bewässerung und nach Düngung. Die Felder waren dazu in Terrassen angelegt und wurden mit einem hölzernen Spaten bearbeitet. Der fast ausschliessliche Anbau des Maises (neben Bohnen) führte in Jahren der Dürre zu Hungersnöten. Gemüse und Blumen — die mexikanischen Indianer waren und sind Blumennarren — gediehen besonders an den sumpfigen Ufern und in den verschlammten Kanälen um den See von Mexiko, auf den sogenannten schwimmenden Gärten, den Chinampas: mit Pfählen verankerten oder auf Flössen angelegten Schlammbeeten. Im tropischen Tiefland und namentlich bei den Maya spielte der Mais nicht die überlaute Rolle wie auf dem Hochland. Auch war künstliche Bewässerung nicht nötig: man rodete den Urwald einigermassen und setzte die Pflanzen mit Hilfe des Grabstockes. Neben dem Mais dienten die tropischen Knollenfrüchte: Ma-

niok, Yams, Bataten als Nahrung, auch Palmfrüchte. In Yucatán gewann man die Baumwolle und die Fasern der Sisal-Agave als Textilrohstoffe. Eine Monokultur, die sie von der Einfuhr von Nahrungsmitteln abhängig machte, leisteten sich jedoch die Chontal-Maya von Tabasco. Auf mit Bäumen beschatteten Plantagen zogen sie den Kakao und belieferten damit auch die Azteken.

In der Küche wurden die Maiskörner gekocht, mit Aetzkalk, damit sie weich wurden, und dann mit einer steinernen Walze auf einem dreibeinigen Reibstein (azt. metlatl, heute Metate) zermahlen. Aus dem Mehl ergaben sich duftende Fladenbrote (Tortillas), die man auf Tonplatten buk, Mehlsuppen oder gefüllte Klösse. Auf dem Hochland war der importierte Kakao nur ein Getränk für Vornehme. Aber auch der Genuss des alkoholischen Pulquesaftes aus dem Blütenschaft der Agave war durch die Sitte beschränkt. Der Tabak, den man sonst als Zigarre genoss, diente den Priestern auch in Pillenform zur Berauschung.

Die „Strohhäuser“ (azt. xacalli, heute Jacales) haben sich kaum verändert. Auf dem Hochland waren sie aus getrockneten Lehmziegeln errichtet, in Yucatán auch aus Stein und Mörtel, während die Wände im Waldgebiet und im Bergland aus einem luftigen Stabwerk von Stämmchen oder Bambus bestanden, das gelegentlich mit Lehm verstrichen war. Darüber erhoben sich charakteristische steile Dächer aus Stroh oder Palmblättern. Bei den „Tolteken“, den Azteken, in Chiapas und in Guatemala waren die Häuser rechteckig, bei den Huaxteken und im südmexikanischen Bergland herrschte das runde Haus mit Kegeldach vor, in Yucatán und Tabasco war es oval. Jedes Gehöft bestand aus einem einräumigen Wohnhaus, einer besonderen Kochhütte, einer Maisscheune (oft in Form eines riesigen Tontopfes) und einem backofenförmigen oder rechteckigen Schwitzbad (finn. „Sauna“) und stand im feuchten Tiefland gern auf einem künstlichen flachen Hügel; in den Bergen bot eine entsprechende Terrasse am Hang den nötigen Standort. Auch die Steinhäuser der Städte ruhten auf

Terrassen, deren Böschung aber sorgfältig mit Steinplatten verkleidet war. Die Paläste zeichneten sich durch ihre Weitläufigkeit aus. Sie waren recht niedrig, und da die Räume — im Gegensatz zu den hohen Strohhimmeln der Jacales — eine flache Balkendecke hatten, wirkten sie eher wie langgestreckte Hausgänge, denn wie Wohngemächer. Ein Vorhof und ein Innenhof, um den sie gruppiert waren, verstärkten den etwas feierlichen Eindruck. Überdies waren die Innenwände auf dem Hochland mit Tüchern behängt oder mit Wandbildern bemalt. Die Maya hatten dagegen eine Vorliebe für geschnitzte oder gehauene Reliefs.

Der Hausrat war für unsere möbelverwöhnten Begriffe nicht luxuriös, auch in den Stadthäusern nicht. Fussmatten aus Binsengeflecht deckten hier den Boden. Ein geschnitzter Schemel diente zum Sitzen (nur Vornehme verfügten über Lehnen; Abb. 15, Fig. 1 u. 2), eine niedere Bettstelle oder — der Fussboden zum Schlafen. Körbe, Schalen aus Holz und — besonders häufig — aus Kürbis (Kalebassen) nahmen die Nahrungsmittel auf. Auch Steingefässe kamen vor. Einen grossen Reichtum an Formen und Farben offenbarten aber die Tongefässe. Bezeichnend sind Teller oder Schüsseln mit drei Füssen. Diese hatten im alten Nahuazentrum Cholula die Form von Adler-, Jaguar- und andern Tierköpfen; die Keramik war hier nach der Art der Bilderschriften bunt bemalt. Dasselbe gilt von der Mayakeramik. Die Füsse der aztekischen Töpfe waren eher flach und treppenförmig; Zeichnungen in schwarzen Linien auf rotem oder hellbraunem Grund lassen die aztekische Keramik erkennen. Den Pfeffer (azt. chilli, heute Chile) rieb man in besonderen Tonschalen mit geripptem Boden. Merkwürdig ist die Keramik der Huaxteken aus weissem Ton: es fallen Formen auf, die Teekannen gleichen. Das Handwerk war auch sonst leistungsfähig. Berühmt sind die Geschmeide aus Gold und aus grünem Stein (Nephriten und Jadeiten, azt. chalchihuitl; Abb. 1) und die feinen auf einer Stoffgrundlage aufgeklebten Mosaike aus naturfarbenen Federchen. Das Papier für Bücher und für alle möglichen zeremoniellen Schmuckstücke ge-

wann man aus Agavefasern oder Feigenbast durch Wässern und Klopfen mit gerieften Steinen. Textilien wurden in erster Linie aus Baumwolle hergestellt, und zwar auf einem wagrechten „Stuhl", wobei die Weberin die aufgebäumte Kette mit ihrem eigenen Leib spannte. Proben der alten Weberei sind verschwindend wenig erhalten geblieben. Indessen lernen wir die Tracht aus den gemalten, modellierten und skulptierten Kunstwerken unserer Sammlung zur Genüge kennen (vgl. Abb. 15).

Der Mann trug als „Hosen" einen verknoteten Tuchstreifen zwischen den Beinen und um die Hüften. Den Oberkörper umhüllte eine togaartige, auf der rechten Seite verknüpfte Schulterdecke. Die Frau hatte einen Rock um die Lenden; im Tiefland ging sie mit nacktem Oberkörper, auf dem Hochland trug sie ein Hemd — vornehme Frauen aber zeichneten sich durch einen Poncho, ein vorn und hinten dreieckig herabfallendes Gewandstück mit einer Halsöffnung, aus. Die Füsse waren durch Sandalen geschützt. Die alten Mexikaner hätten keine Indianer sein müssen, wenn nicht im Krieg und an Festen der Federschmuck, auf dem Kopf und auf dem Rücken getragen, eine Rolle gespielt hätte. In der Nasenscheidewand, in der Unterlippe und im Ohrläppchen stellten sie kostbare Knöpfe und Stäbchen zur Schau, und auf die Haut trugen die Frauen über einer gelben Grundfarbe mit Tonstempeln hübsche rote Muster auf. Die Bemalung gehörte beim Mann wenigstens zur Fest- und Kriegstracht. Ein dreieckiges Diadem war Herrscherzeichen.

Eine hohe Kultur ist ohne den Austausch der Produkte verschiedener Gegenden nicht denkbar. Die kriegerische Politik der Azteken, die genügend bekannt ist, diente in erster Linie dem Zweck, die Handelswege sicher zu halten. Ihre Kaufleute zogen bis ins Gebiet der Pueblos im Südwesten der heutigen Vereinigten Staaten und südwärts in die Mayaländer. Die Reisen mussten zu Fuss geschehen — auf dem Wasser mit dem Einbaumboot —, denn Reittiere waren so unbekannt wie Wagen. Der Strassenbau befriedigte beson-

ders in Yucatán einige Ansprüche. Brücken erleichterten den Übergang über die Flüsse; Landkarten dienten der Orientierung — auch der Eroberer Cortés war froh über sie auf seinem Marsch durch die Urwälder Mittelamerikas. Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse gelangten in der Regel freilich nur auf den nächsten Markt, in die Stadt. Die schon einigemale erwähnten Städte waren denn auch vor allem Marktzentren einer weiteren Landschaft, zugleich freilich politische Hauptorte mit imposanten Palästen und schliesslich religiöse Mittelpunkte, wo die steilen Tempelpyramiden sich um mächtige Höfe herum scharten. Berühmt geworden ist der Marktplatz der Aztekenstadt Tenochtitlan mit seinen Kolonnaden ringsherum und seinem Gewimmel von Menschen und Waren. Als Kleingeld dienten beim Einkauf die kostbaren Kakaobohnen. Grössere Summen bezahlte man mit Goldstaub.

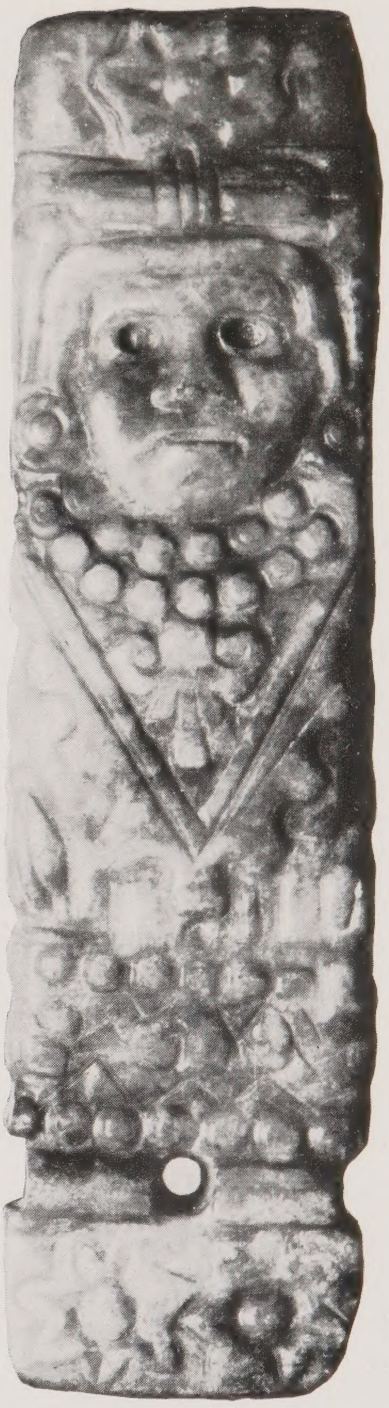


Abb. 1: Aztekisches Schmuckstück aus Grünstein, die Liebesgöttin „Quetzalfederblume“ darstellend.

Das politische Leben beruhte auf der Grossfamilie, der vaterrechtlichen Sippe, die am selben Ort, in der Stadt im selben Quartier, zusammenwohnte. Sie hatte ihren eigenen Schutzgott und stellte ein eigenes „Fähnlein“ zum Heere des Stammes. Ihr gehörte auch das Land; die einzelnen engsten Familien hatten nur das Nutzungsrecht. War die Sippe so im Allgemeinen eine landwirtschaftliche Genossenschaft, so hatte sie sich bei den Azteken in der Stadt zur Hand-

werkerzunft entwickelt, indem besondere Gewerbe in bestimmten Sippen erblich waren. Die Sippe war gleichzeitig eine feste politische Gemeinde: die Sippenversammlung wählte einen Häuptling für den Frieden, die zivile Verwaltung, und einen zweiten für den Krieg, als militärischen Anführer. Diese Häupter der verschiedenen Sippen bildeten zusammen die Ratsversammlung des Stammes, die über Krieg und Frieden entschied und aus ihrer Mitte einen obersten Kriegshäuptling erkor, daneben einen höchsten Beamten. So war es bei den Azteken. Ihr oberster Kriegsherr hiess „der Sprecher" (tlatouani) und gebärdete sich zuletzt immer monarchischer. In Tat und Wahrheit war er aber nicht „König", sondern rechtlich „nur" gewählter Präsident, oder genauer „General". In andern Fällen, bei den alten Maya etwa, verteilte sich die oberste Gewalt nicht auf ein ziviles und ein militärisches, sondern auf ein weltliches und ein geistliches Oberhaupt. Die Erblichkeit einer Würde konnte sich da und dort durchsetzen. Das alte Mexiko kannte übrigens nur Kleinstaaten, die eine Landschaft, einen Stamm oder gar nur eine Stadt umfassten. Das sogenannte „Reich" der Azteken beruhte auf der Vorherrschaft in einer „Eidgenossenschaft" dreier Uferstädte am See von Mexiko und auf einem prekären System von Untertanenländern, in denen Garnisonen unterhalten wurden. In den unaufhörlichen Kriegen hatte sich ein Adel herausgebildet, der privates Land zu Lehen erhielt (von der Sippe also nicht abhängig war). Abgesehen von den Gemeinfreien gab es daneben Hörige (Unterworfene) und Sklaven (Kriegsgefangene). Die jungen Leute der aztekischen Sippen gelangten je nach ihrer Eignung in eines der beiden Gemeinschaftshäuser: das Priesterhaus oder das Jünglingshaus — dieses der Erziehung zum Krieger bestimmt. Dass die Kriegswaffen in Tenochtitlan besonders ausgebildet waren — der Baumwollpanzer und das Holzschwert mit Obsidianschneide wären zu nennen —, diese Tatsache lässt uns weiter nicht erstaunen.

Wenn die Basler mexikanische Sammlung auch einige Gegenstände des täglichen Lebens enthält — bis hin zu den

Geheimnissen der Toilette: es sind aus Pyritknollen herausgeschliffene Spiegelflächen vorhanden —, so setzt sie sich doch zur Hauptsache aus Bildwerken zusammen, die ihren festen Platz im religiösen Brauch hatten. Die altmexikanische Kunst und nicht zuletzt ihre Ornamentik *bedeutete* etwas; sie sprach zu den Betrachtern nicht allein durch ihre gewählte Formensprache, sondern hob zuerst und vor allem zu erzählen an: vom Zusammenhang der Welt, von den Mächten, die die Welt regieren, von Göttern und Geistern. Es ist freilich sehr wohl möglich, Kunststile zu unterscheiden und Meisterwerke von blossen Machwerken. Die Klarheit in der Linienführung und in der Verteilung der Symbole an aztekischen Bildwerken mahnt uns etwa von ferne an „Klassizistisches", während die Maya-Kunst, besonders die späte, uns das Wort „barock" auf die Lippen lockt. Aber damit haben wir noch nicht die rechte Perspektive gewonnen. So wie an einem Kreuzigungsbild uns nicht nur die Kunst des Meisters ergreift — gleichzeitig ist uns ja das Wissen um den Gegenstand, den Gekreuzigten mitgegeben, ob wir gläubig sind oder nicht — so war dem mexikanischen Betrachter das Inhaltliche selbstverständlich und, wir dürfen es ruhig sagen, mehr als dies. Es war wesentlich, es sprach eine Wirklichkeit der Seele aus und bannte sie. Der Inhalt „war magisch", so pflegt man in solchen Fällen zu sagen.

Die Religion der mexikanischen Völker war polytheistisch. Eine Vielheit von höheren Mächten verlangte nach sorgfältiger Beachtung, eine Vielheit, die in ihrer Kompliziertheit wohl nur von den Priestern überschaut werden konnte. Dem einfachen Mann war gewiss nur ein Ausschnitt des Systems zugänglich, aber in diesem Ausschnitt war doch das Ganze mitgegeben. Und wie jede Religion, so hatten auch die mexikanischen Religionen ihre besondere Anschauung vom Wesen der Welt und hatten ihr eigenes Menschenbild.

Diese Vielheit möchten wir im Folgenden mit dem Begriffspaar „Götter" und „Geister" begreifen. Die *Gottheit* wird letzten Endes immer wieder als überlegen, als „anders" erlebt,

denn die Welt und die Menschen sind. Sie ist nicht unbedingt „all“-mächtig, aber jedenfalls übermächtig und wissend. Ihre Gestalt kann blass, — sie kann von erschreckender Deutlichkeit sein. Mit ihrem Bilde mischen sich aber auch immer wieder geisterhafte, dämonische Züge, die der Frage nach dem Warum und Woher, dem Bedürfnis nach Begründung ent-

Abb 2: Aufgerollte, mit Federn bekleidete Himmelsschlange. Auf der gespaltenen Zunge das spitzovale Zeichen des Feuersteinmessers, eines Lichtsymbols. (Aztekisches Steinbild.)

springen. *Geister* (oder Dämonen) wären in ihrer „reinen“ Form (rein kommen sie aber so wenig vor wie die wahrhaften Götter): „Hypothesen“ über die Umwelt, sie bieten eine Erklärung der Vorgänge in der Natur. Sie sind das, was sich in der Welt bewegt und also einen Willen haben muss wie der Mensch. So erscheint es wenigstens dem, der um sich blickt. Sie sind das Wirksame in der Natur. Nun können — und werden! — freilich auch Götter im Mantel der Naturerscheinung auftauchen, sie werden zur Hypothese absteigen, ähnlich wie ein sagenhafter menschlicher Vorfahr alle überkommene kulturelle Leistung in sich sammelt und seinerseits

Abb. 3: Unterseite der Himmelsschlange (Abb. 2), die Erdkröte darstellend, wie sie das Lichtsymbol (unten) schluckt.

zur Hypothese, zum geisterhaften Kulturbringer aufsteigt. Diese Hypothesen sind so wandelbar wie die kühlen Annahmen der Wissenschaft, wenn sie auch in merkwürdiger Weise dem Rahmen eines bestimmten Systems, einer Grundauffassung von der Welt, eingefügt bleiben. Und natürlich sind Geister nicht nur Hypothesen. Man geht mit ihnen um, man manipuliert mit ihnen und beherrscht sie vielleicht – es sind Wirklichkeiten, die dem Menschen recht ähnlich, die jedenfalls nicht völlig „anders" sind als er.

Die Grundauffassung von der Welt, die die *Azteken* hegten, war in zeitlicher und in räumlicher Sicht nicht einzigartig.

Abb. 4: Holztafel der Maya von Tikal (Nordguatemala), aus dem Jahr 741 n. Chr. Der Abendsterngott sitzt auf einer Pyramide unter der doppelköpfigen Himmelsschlange, auf deren Leib oben der Sonnenvogel steht. Rechts und links oben Hieroglyphen (vgl. Abb. 5).

Wir werden an asiatische und schliesslich abendländische Weltbilder erinnert. In der Zeit folgen sich fünf Weltalter oder „Sonnen“: Jaguarsonne, Windsonne, Feuerregensonne und Wassersonne *vor* dieser Zeit, Erdbebensonne als Gegenwart. Die gegenwärtige Welt wird, wie die früheren dem Namen entsprechend, durch Erdbeben untergehen, an einem Tag „4 Erdbeben“. Im Raume schichten sich neun Unterwelten und dreizehn „Himmel“ übereinander, der Himmelsrichtung Oben-Unten (Zenith-Nadir) entsprechend. Zu unterst herrscht das Totengottpaar, zu oberst thront das Himmelsgottpaar. Die

Abb. 5: Skizze der Hauptfiguren auf der Holztafel von Tikal (Abb. 4).

vier Himmelsregionen gliedern die Welt in der Horizontale. Der Osten ist das Sonnenhaus, der Ort des Verbrennens, der Norden der Ort des Dunkels und des Todes, der Westen der Ort der Frauen und der Maisfrucht, der Süden der Ort des Feuers und der Dornen, des Blutes und der freudespendenden Blumen. Besonders bezeichnend ist aber der durchgehende Dualismus, oder genauer gesagt, die Polarität, die fruchtbare Spannung zweier Prinzipien, die erst in der Ergänzung ihre Erfüllung finden: Himmel und Erde, Tag und Nacht, Licht und Dunkel, Mann und Frau . . . Das Bild des Himmels: die blaue, feuerzackige und gehörnte Taghimmelsschlange hier, die mit grünen Federn bekleidete Nachthimmelsschlange dort. Da die aufgerollte, gefiederte Himmelsschlange, unter ihr die mit Totenschädeln behängte Erdkröte, und Drache und Kriechtier speien

einander das Lichtmesser zu und verschlucken es abwechselnd (das Spiel von Tag und Nacht; Abb. 2 u. 3). Der Lichtadler, der die dunkle Wasserschlange packt (heute noch das Wappen Mexikos) ist schon auf einem unserer präkolumbischen Steinbilder festgehalten. Das isolierte Bild der Erde sodann: der stachlige Krokodilrücken, über den Jaguar und (Wasser)-Schlange sich verfolgen.

Die Zweiheit in der Einheit kommt wiederum im Bild der zweiköpfigen, genauer: der „beidendköpfigen" Schlange zum Vorschein, des Drachen, den die *Maya* mit einem ersten lebendigen („eigentlichen") Kopf und, am Schwanzende, einem zweiten „toten" Kopf mit knochigem Unterkiefer darstellten (Abb. 4 u. 5), Aus dem lebendigen, weit geöffneten Rachen ragt mit dem Oberkörper die Wassergottheit heraus, der „Herr der neun Medizinen" (Ah bolon tz'acab), kenntlich an der phantastisch gekrümmten Rüsselnase. (Der Frage nach dem Rüssel sind wir zu Beginn schon begegnet; jetzt wissen wir, er ist ein Regensymbol). Die lange Rüsselnase weist uns auch der „tote" Kopf am Schwanzende. Der Leib, mit blitzenden Spiegelschuppen bedeckt, wölbt sich zu einem Tor, zu einem Thronhimmel, unter dem in Prunkgewändern, mit Schild und Rasselspeer eine weitere Gottheit sitzt (wir sagten vorhin schon „Gottheit", könnten aber immer auch „Geist" oder „Dämon" sagen). Ihr Antlitz blickt aus dem Rachen einer mächtigen tierischen Helmmaske heraus, an deren Stirn, winklig stilisiert, die blaue Taghimmelsschlange vorspringt, an deren Schläfe aber das heilige Schriftzeichen des Planeten Venus, des Morgen- und Abendsterns eingeschrieben steht, wie ein E zu sehen. Es muss sich um die Sterngottheit zwischen Tag und Nacht, und zwar genauer um den *Abend*sterngott handeln, denn der Unterkiefer der Maske ist Skelett, und gekreuzte Totenbeine, die Zeichen des Todes, des Untergangs in die Nacht, finden sich da und dort als „Ornamente" verteilt. Der „Thronhimmel" aber ist in Wirklichkeit der Himmel selbst: die Himmelsschlange mit den beiden Aspekten (Köpfen) von Tag und Nacht; weiterhin ist er der regenspendende Himmelsozean (erinnern uns die

Rüssel). Die Wölbung des sonst tagblitzenden Leibes ist der Polarität halber oben noch mit den langen grünen Federn des Quetzalvogels bedeckt, dem Mantel des nächtlichen ozeanischen Drachen. Darauf aber, vor einem Busch von weiteren Quetzalfedern, steht der Sonnenvogel — hoch am Himmel. Die Basis von alledem, von Abendsterngott und Himmelsschlange und Sonnenvogel, ist eine dreistufige Plattform, die an einem Stangenviereck aufgehoben und in der Prozession getragen werden konnte (man sieht rechts und links unten die Enden der Stangen). Die Stufenpyramide aber war ihrerseits — ein Sinnbild des Himmels.

In einer Bildersprache, die sich nicht genug tun kann, sagt die soeben beschriebene Holztafel aus Tikal, der Stadt des alten Reiches der Maya, im Grunde immer wieder dasselbe: Himmel in Harmonie. Sie ist nebenbei ein feines Zeugnis der Maya-Schnitzkunst und, man denke daran: einer Steinzeitkunst — eine der wenigen Holztafeln der Maya, die erhalten geblieben sind.

Der Mensch, der zwischen Himmel und Erde lebt, fand seinen Weg von höhern Mächten vorgezeichnet. Ein starker Schicksalsglaube spricht sich schon in dem aztekischen Wort für „Seele“ aus. To-tonal heisst wörtlich „unser Tag“ (mein Tag) und will sagen, dass mein Geburtstag mein Schicksal vorausbestimmt. Woher kommt und wohin geht aber der Mensch?

Der oberste Himmel der Azteken ist das allen gemeinsame „Haus, wo man herabkommt“ (Tamouanchan), hier ist in der Urzeit der Mensch aus zermahlener Materie und Götterblut geschaffen worden, hierher „tropft“ jeder einzelne Mensch bei der Geburt als „Seele“ in den Leib der Mutter „herab“ (so der originale Ausdruck). Menschenbildner war und ist im Auftrag des höchsten Götterpaares der Gott „Federschlange“ (Quetzalcouatl). Je nach der Todesart hingegen öffnen sich den Abgeschiedenen vier verschiedene Totenorte. Wer eines gewöhnlichen Todes und auf dem festen Land gestorben ist, sei er hoch oder niedrig, wandert bis in die neunte der Unter-

Abb. 6: Der Vegetationsdämon „Unser geschundener Herr", der im Frühling eine neue, zweite Haut überzieht. (Aztekisches Steinbild.)

welten, ins „Totenland" (Mictlan). Wer ertrunken, vom Blitz erschlagen worden oder einer Seuche erlegen ist, gelangt ins paradiesische „Regenland" (Tlalocan) auf den nebelfeuchten Bergen. Das „Haus der Sonne" (Ichan tonatiuh) ist das Land der Krieger: am Osthimmel halten sich des genaueren die im Kampfe Gefallenen und die geopferten Kriegsgefangenen auf, am Westhimmel die im Kindbett verstorbenen Mütter. Die Männer begleiten die Sonne am Morgen bis zum Höchststand empor und flattern für den Nachmittag als glänzende Vögel und Falter zur Erde herab. (Das heute noch in Südmexiko geübte „Fliegerspiel", bei dem sich Männer an Stricken von einem hohen Pfahl herabkreisen lassen, ist offenbar eine Darstellung davon). Die Frauen aber geleiten die Sonne vom Mittag bis zum Untergang. Nach vier Jahren werden die Krieger endgültig zu „Blumenvögeln", die Frauen jedoch zu bösen Nachtgespenstern. Ins „Blumengartenland" (Xochatlapan) schliesslich finden sich die ganz kleinen Kinder zurück, ein säugender Baum wartet dort auf sie.

Der Mensch, der — an den Grenzen des Lebens — sich selbst in der geschilderten Weise sah, beging den Lauf des Jahres

Abb. 7: Rückseite des Vegetationsdämons (Abb. 6). Deutlich ist die Befestigung der übergezogenen Haut zu erkennen.

von Mal zu Mal in feierlichen Tanzhandlungen, mit Blumen geschmückt, Gaben opfernd und räuchernd. Die Geister (oder Götter) der Vegetation und der Gestirne traten während den 18 Jahresfesten im kultischen Spiel als Masken auf und bezeugten damit ihre wirksame Gegenwart. Ein Kriegsgefangener spielte hochgeehrt ein volles Jahr hindurch den Gott „Spiegelrauch" (Tezcatlipoca); im Hochsommer — wurde er geopfert. Im Frühjahr zog der Priester, der den Vegetationsgeist, „Unsern geschundenen Herrn" (Xipe Totec), darstellte, die abgezogene Haut eines Geopferten als Kostüm und Gesichtsmaske an: so mochte auch die Erde sich neu mit Grün bekleiden (Abb. 6 u. 7)! Oder: die alte Muttergöttin des Mondes und des Maises gebar den jungen Maisdämon, während eine Sklavin unter lautloser Stille enthauptet wurde . . . Wo fanden aber kultische Handlungen statt? Als Kultplätze dienten Hausaltäre, weiterhin Opferstätten auf den regenspendenden Bergen (heute noch werden solche besucht), Höfe für das Ballspiel, wo der während eines Handstandes mit der unteren Rückenpartie aufgefangene und zurückgeschlagene Gummiball das zwischen Tag und Nacht wandernde Licht symbolisierte, und vor allem waren da die Stufenpyramiden mit der steilen Treppe

und dem eigentlichen kleinen Tempelbau auf der Plattform. Oben, vor diesem Heiligtum, stand der kegelförmige Opferstein. Das Dach war gekrönt von einem Ziergiebel, der die Sterne des Nachthimmels zur Schau bot. Die grosse Pyramide von Tenochtitlan trug zwei solcher Tempelbauten. Nebeneinander wurden hier der berühmte aztekische Stammesgott „Linker (d. h. südlicher) Kolibri“ (Huitzilopochtli) und der mächtige Regendämon „Der spriessen macht“ (Tlaloc) verehrt. Tönerne Nachbildungen von einfachen und von Doppel-Pyramiden finden sich in unserer Sammlung. Die Tempel waren gewöhnlich rechteckig. Nur der Winddämon, der den Azteken eine Erscheinungsform des Gottes „Federschlange“ (Quetzalcouatl) war, machte Anspruch auf einen Rundtempel mit Kegeldach. Er war denn auch ursprünglich in den Gebieten des Rundbaus, im Süden und Osten Mexikos, zuhause.

Die Pyramide bedeutete, wir haben es bereits erfahren, das Himmelsgewölbe. Der Opfermensch stieg an ihr empor wie die Sonne am Himmel. Oben auf dem Stein öffnete man ihm die Brust, riss das Herz heraus und weihte es dem Tagesgestirn. Der Leib aber rollte die Stufen wieder hinunter, dem Untergang zu. Die aztekischen Menschenopfer, über die sich heute pharisäisch entsetzt, wer den Balken im eigenen Auge nicht sieht, sind als Selbstopfer zu verstehen, die nötig waren, um die Welt im Gang zu halten. Der Opfertod des Kriegers war darum so geachtet wie der auf dem „Felde der Ehre“. Götter gaben einst von ihrem Blut her, um die Menschenschöpfung möglich zu machen, so erzählt der Mythos. Die Menschen bringen entsprechend von ihrem Blut oder gar ihr Leben dar für die Götter. Götter opferten sich einst, um Sonne zu werden. Menschen opfern sich dagegen, damit die Götter überhaupt sein können, weil ohne das die Sonne ihre Bahn nicht fortsetzen, die Vegetation sich nicht erneuern, die Götter und die Welt überhaupt nicht existieren könnten. Dieser echt mystische Gedanke findet seine Ergänzung in der Möglichkeit des „Gottessens“ (teoqualo): man geniesst vom Fleisch des geofperten „Gottes“ und kommuniziert so mit der Gottheit.

Das Wesen der Gottheit aber ist, wir deuteten es schon an, für unsern ordnenden Verstand schwer fassbar. Die Mächte über der Welt und in der Welt, die Götter und die Geister sind kaum zu trennen. Götter zeigen immer auch eine Naturseite oder Züge eines Toten, eines schöpferischen Ahnherrn. Der Geist des Menschen begegnet in sich und ausser sich dem Dämonischen, und es verschwimmt ihm mit dem Göttlichen. Drei grossen Gottheiten der Azteken aber eignete das Göttliche doch in starkem Masse. Bei der Geburt eines Kindes und in

Abb. 8: Der Gott „Federschlange", der „Weisse Heiland" der Azteken mit Zügen des höchsten Gottes „Herr unseres Fleisches" (Steinbild).

den Nöten des Lebens wandte man sich an den „Bildner des Lebendigen“ und verstand unter diesem namenlosen Schöpfer je nachdem das höchste Götterpaar im obersten Himmel, den Gott „Federschlange“ (Quetzalcouatl) oder den Gott „Spiegelrauch“ (Tezcatlipoca). Die Betenden kamen sich ihnen gegenüber als „geringe Lehensleute“, als „gemachte Dinge“ vor. Dass das Götterpaar ausserdem auf den Anruf „Unsere Mutter, Unser Vater“ hörte, ist verständlich; dass aber auch „Federschlange“ für sich allein „Unsere Mutter, Unser Vater“ war, erklärt sich offenbar aus dem Bedürfnis, die Harmonie der kosmischen Gegensätze, die Vollkommenheit, als das Wesen des Übermächtigen auszudrücken. (Dem Sieger im Kampfe nahte sich der Unterlegene übrigens mit derselben Doppelbezeichnung.) Reste dieses Mutter-Vater-Verhältnisses zur Gottheit sind in unseren Tagen noch unter heidnischen Stämmen Mexikos festgestellt worden. „Federschlange“ und „Spiegelrauch“ hiessen im Gebet fernerhin „Du, unsere Herrschaft“, „Du, durch den alles lebt“, „Du, der zu uns kommt, der bei uns ist“. Sie waren unsichtbar und ungreifbar und erhielten darum beide das Beiwort „Nacht und Wind“. Den Missionaren gegenüber behaupteten die Mexikaner wohl mit einem gewissen Recht, dass auch sie einen einzigen, dass sie den wahren Gott verehrt hätten. Den vielen Naturgeistern gegenüber galt dieser gewichtige Ausspruch jedenfalls nicht, wohl aber dem namenlosen Gott des Gebetes, der erst in zweiter Linie einen sondernden Namen erhielt.

Die drei grossen Gottheiten hatten aber noch eine nähere Natur. Die höchste Gottheit im obersten Himmel erschien uns bereits als Paar, in dem sich die kosmische Polarität zu erkennen gibt. „Herr der Zwei“ (Ometecutli) — „Herrin der Zwei“ (Omecihuatl) sind die Namen, die darauf Bezug nehmen. Der Himmel heisst entsprechend „Ort der Zweiheit“. Die weiteren Bezeichnungen „Herr unseres Fleisches“ (Tonacatecutli) und „Herrin unseres Fleisches“ (Tonacacihuatl) sind mehrdeutig, indem „Fleisch“ auch schlechtweg „Nahrung“, also Mais bedeutet. Zwei Maiskolben in der königlichen Kopf-

binde sind ein Emblem des Götterpaares, das eben diesen Sinn wiedergibt; man könnte ihn mit „Erhalter des Lebens“ umschreiben. Andere Namenspaare — und geläufige Gleichsetzungen mit Naturgeistern — lassen die höchsten Gottheiten als Taghimmels- und Sonnengott, bezw. als Nachthimmels-, Mond- und Erdgöttin erkennen. Der Schlangenkopf mit der aufgebogenen Schnauze als Stirnschmuck ist ein Taghimmels- und damit Sonnensymbol, die Schildkrötenschale als Rückenschmuck ein Sinnbild des Mondes. Wenn wir also an einem Götterbild unserer Sammlung (Abb. 8) beides vereinigt und überdies die zwei Maiskolben über der Kopfbinde wiedergegeben finden, so müssen wir in der — auf den ersten Blick männlichen, weil bärtigen — höchsten Gottheit zugleich ihre weibliche Seite verborgen vermuten. Bärtig und ebenfalls mit dem Tagdrachenkopf erscheint sonst „Federschlange“ (Quetzalcouatl), der anderseits aber Gottheit des Nachthimmels, des Mondes und des Übergangs von der Nacht zum Tage, nämlich des Morgensterns ist und in dieser Zwiefältigkeit der höchsten Gottheit besonders nahe steht. Wir dürfen daher das Steinbild mit gleichem Recht auf den Namen „Federschlange“ taufen und haben also den berühmten „Weissen Heiland“ vor uns.

Abb. 9: Der alte Feuergott „Türkisherr“ mit der Feuerschlange als Kopfbinde (Aztekisches Steinbild).

„Federschlange“ als dem ersten Priester und Menschenmacher steht als Mitarbeiter bei der Schöpfung und dann als

unheimlicher Widersacher „Spiegelrauch“ (Tezcatlipoca) gegenüber, der kriegerische Gott, dessen einer Fuss abgerissen ist, mit dem rauchenden (brennenden) Spiegel und dem alles durchdringenden Sehwerkzeug des Zauberarztes. Auch „Spiegelrauch“ hat eine polare Natur: er ist Mond- und Sterngott, gleichzeitig aber Sonne ohne Schatten, im Zenith. Er ist Helfer in der Not und strafendes Gewissen, Geber des Guten wie des Bösen. Er war es, der den milden Kulturbringer „Federschlange“ vertrieb. Dieser, der bärtige und „weisse“ (lichte) Heiland verschwand als Morgenstern im Osten und hinterliess die Botschaft, er werde dereinst wiederkommen. In einem Jahr, in dem die Rückkehr nach der Prophezeiung erwartet wurde, erschien Cortés mit seinen Spaniern, bärtig und weiss. Die Unsicherheit der Indianer, ob sie es mit „weissen Göttern“ zu tun hätten oder mit Menschen, hat bekanntlich viel zum Erfolg der Eroberung beigetragen.

Abb. 10: Der Sonnengott, der die Sonnenscheibe auf dem Rücken trägt. (Aztekisches Steinbild).

Waren schon die gewaltigsten der Gottheiten mit der Natur und mit dem Menschenwerk, der Kultur, verbunden, so erst recht eng die „Götter“, die wir eher „Geister“ (oder Dämonen) und Stammesahnen nennen sollten. Der alte, runzlige Feuergott im Mittelpunkt der Erde, „Türkisherr“ (Xiuhtecutli), ist mit dem Tagdrachen „Türkisschlange“ (Xiuhcouatl) geschmückt (Abb. 9).

Der Regengott „Der spriessen macht“ (Tlaloc) giesst aus steinernen Krügen das himmlische Wasser herab. Sein Gesicht erschreckt uns durch die Schlangenwindungen um die glotzenden Augen und mit den gebleckten Zähnen. Als seine Gemahlin gilt die Herrin des fliessenden Wassers, „Edelsteinrock“ (Chalchiuhtlicue). Der Winddämon — er heisst auch „Federschlange“ — hat einen schnauzenartigen, blasenden Mund und trägt die spitze Mütze der östlichen Küstenvölker. Der Sonnengott „Wandelnde Wärme“ (Tonatiuh) schleudert Strahlenpfeile und trägt die Sonnenscheibe aus Grünstein und Federn mit dem Zeichen des Tages des Weltuntergangs auf dem Rücken (Abb. 10 und 11). Der

Abb. 11: Sonnenscheibe auf dem Rücken des Sonnengottes (Abb. 10). In der Mitte das Tageszeichen des Weltuntergangs „4 Erdbeben“, darum herum Strahlen, Edelsteingehänge und ein Federkranz.

Vegetationsgeist „Unser geschundener Herr“ (Xipe Totec) erscheint mit einer übergezogenen zweiten Haut (Abb. 6 u. 7). Die junge Mondgöttin „Quetzalfederblume“ (Xochiquetzal) ist Weberin und Herrin der Liebe (Abb. 1). Als männlicher Partner tritt ihr der junge Sonnengott mit der Vogelverkleidung und den fünf (oder sieben) Blumen gegenüber: „Fünf Blume“ (Macuilxochitl), bezw. „Sieben Blume“ (Chicomexochitl; Abb. 12) oder „Blumenprinz“ (Xochipilli). Er ist der besondere Schutzgeist der Musik, des Tanzes und der Spiele. Eine Sonderform, ein dunkler „Bruder“ von ihm, ist „Kleines Schwarzgesicht“ (Ixtlilton), kenntlich an der kreisrunden Bemalung des Mundes und je einem runden Fleck auf den Wangen (Abb. 13).

Abb. 12: Der Sonnengott mit den sieben Blumen in der Linken und der Goldscheibe auf der Brust (Aztekisches Steinbild).

Eine unheimlichere Mond- und Nachtgöttin als „Quetzalfederblume“ ist der fressende Feuerfalter „Obsidianschmetterling“ (Itzpápalotl). Auf einem Steinrelief unserer Sammlung (Abb. 14) erscheint sie mit dem getupften Schmetterlingskragen und einer abgeschnittenen Hand vor dem Dämonenrachen, daneben noch einmal als Falter mit Augen auf den Flügeln (übrigens in einem Stil, der noch der Teotihuacánkunst verwandt ist). Als „Göttermutter“ (Teteoinnan, oder „Unsere verehrte Mutter“ Tonantzin) galt die Erdgottheit mit dem Namen „Göttin des Schmutzes“ (Tlazolteotl), die wiederum mit dem weiblichen Maisdämon „Sieben Schlange“ (Chicomecouatl) identisch war. Sie trägt in diesem Fall Mais-

kolben in den Händen. Daneben gab es den männlichen „Maisgott“ (Cinteotl).

Stammesahn, vergöttlichter Anführer der Azteken auf ihren Wanderungen und daher Kriegsgott war die Sonne des Südhimmels in der Kolibrimaske, „Linker (d. h. südlicher) Kolibri“ (Huitzilopochtli), der als Vitzliputzli in die deutsche Literatur eingegangen ist. Er war für das Überhandnehmen der Menschenopfer „verantwortlich“ und ist darum zu schrecklicher Berühmtheit gelangt. Jede der genannten Gottheiten

Abb. 13: „Kleines Schwarzgesicht“,
ein dunkler Bruder des Gottes der Musik „Blumenprinz“
(Aztekisches Steinbild).

(ausser dem höchsten Götterpaar) trat übrigens als Gott eines Stammes auf oder als Schutzgeist einer Sippe.

Die verwirrende Vielheit von höheren Mächten ist zu einem Teil dadurch zustande gekommen, dass sich die Gottheiten der verschiedenen mexikanischen Stämme im mächtigsten politischen Zentrum, in Tenochtitlan, ein Stelldichein gaben. Die aztekische Priesterschaft ordnete fremde und eigene Götter und Geister zu einem spekulativen Pantheon von Gatten, Geschwistern, Eltern und Kindern. Dieser Vorgang, dem sich der weitere einer Götterspaltung und Göttervereinigung anschloss, ist ja auch aus andern polytheistischen Religionen bekannt. Weniger gut Bescheid wissen wir über die Religion der Maya. Entsprechend ihren südlichen Beziehungen pflegten sie (und pflegen die Maya-Quiché heute noch) einen ausgesprochenen Ahnenkult. Ahnenstatuen und Schädelplastiken sind dessen Zeugnis. Ein höchster Gott (Itzamná), ein Sonnengott mit bärtigem Antlitz oder in Vogelgestalt, ein Regengott mit Rüsselnase, eine Mondgöttin und der doppelköpfige Drache sind Mächte, die wir zum Teil schon kennen gelernt haben. Im Kult spielten Maskentänze eine Rolle (heute noch sind Tänze mit Holzmasken beliebt, in denen christliche und historische Stoffe aufgeführt werden). Die Mayapriester, die sich auf die Kalenderwissenschaft verstanden, waren hoch verehrt, die Opferer aber im Unterschied zum aztekischen Priesterstand verachtet.

Damit kommen wir schliesslich noch auf die Zeitrechnung und die Schriftmalerei zu sprechen. Bei den Azteken wie bei den Maya gingen das normale Sonnenjahr von 365 Tagen und ein sakrales „Jahr“ von 260 Tagen nebeneinander her. Das Sonnenjahr setzte sich aus 18 „Monaten“ von je 20 Tagen und einem Restabschnitt von 5 Tagen zusammen. Das Wahrsage-„Jahr“ das im „Buch der (guten und bösen) Tage“ (azt. Tonalamatl) aufgezeichnet war, kam dadurch zustande, dass jeder Tag mit einem von 13 Zahlzeichen (Punkten) und einem von 20 Bildzeichen eines zwanzigteiligen „Tierkreises“ bezeichnet war. Auf das 14. Bildzeichen trifft wieder

Abb. 14: Der Feuerfalter „Obsidianschmetterling“,
in der Mitte mit menschlichem Leib und getupftem Kragen, rechts und links als Falter (Abreibung von einem Steinwürfel mit aztekischem Relief).

die Zahl 1, nachher die Zahl 8 auf das 1. Bildzeichen und so fort. Die beiden ungleich langen Reihen greifen so wie ein grosses und ein kleines Zahnrad ineinander, bis am 261. Tag zum erstenmal wieder die Zahl 1 und das erste Bildzeichen zusammenkommen. Merkwürdige Götternamen wie „5 Blume“ sind also Kalendernamen; im Gebiet des heutigen Staates Oaxaca war es Sitte, auch die Menschen in dieser

Weise nach ihrem Geburtstag zu nennen (Abb. 15, Fig. 1, 2, 5). Das Wahrsagejahr beginnt nun aber von neuem, bevor das Sonnenjahr zu Ende ist, und ist dann seinerseits noch nicht abgeschlossen, wenn ein neues Sonnenjahr begonnen hat. Dieser Umstand wurde zur Jahreszählung benützt. Die Azteken werteten einzig die Reihe der 20 Tageszeichen aus. Sie geht in 360 Tagen auf. Infolge der 5 Resttage gelangen im Ablauf der Jahre immer nur 4 Tageszeichen von den 20 dazu, den Neujahrstag zu bezeichnen. Diese Reihe von vier Neujahrstageszeichen wird nun mit der vollen 13er-Reihe der Zahlen kombiniert und der Deutlichkeit halber ein Schriftzeichen, welches „Jahr“ bedeutet, dazugesetzt (Abb. 15, Fig. 4). Erst das 53. Jahr beginnt wieder mit der Zahl 1 und dem ersten der vier Neujahrstageszeichen. 52 Jahre waren die längste Zeiteinheit, über die die Azteken geboten. Sollte eine längere Zeiteinheit festgehalten werden, so musste Jahr um Jahr in ununterbrochener Reihe niedergeschrieben werden.

Unvergleichlich leistungsfähiger war das Kalendersystem der Maya. Das Wahrsagejahr (260 Tage) und das Sonnenjahr (365 Tage) laufen 260 Jahre lang nebeneinander her, bevor ihre Anfangstage wieder zusammenfallen. Ein bestimmter Tag ist also innerhalb von 260 Jahren durch 4 Zeichen eindeutig fixiert: durch (a) eines der 20 Tageszeichen und (b) die zugehörige Ziffer zwischen 1 und 13, (c) eines der 19 „Monats“-zeichen und (d) die zugehörige Ziffer zwischen 1 und 20. (Die 5 Resttage gelten als „Monat“ für sich, daher 19 „Monate“.) Dazu kommt nun aber noch (e) das Enddatum einer — Tausende von Jahren umspannenden — sogenannten „Langen Rechnung“, die im Jahr 3113 vor Chr. beginnt und mit einer Gruppe von 11 Zeichen ein beliebiges Jahresdatum festhält. Der weit zurückliegende Nullpunkt der Mayazeitrechnung darf nicht zu der Meinung verführen, das Kalendersystem selber sei schon so alt. Es ist ein rein hypothetischer Zeitpunkt, den die indianischen Mathematiker sich errechnet haben. Zweitens ist zu bemerken, dass die Gleichsetzung der Mayazeitrechnung mit der europäischen noch um eine Differenz

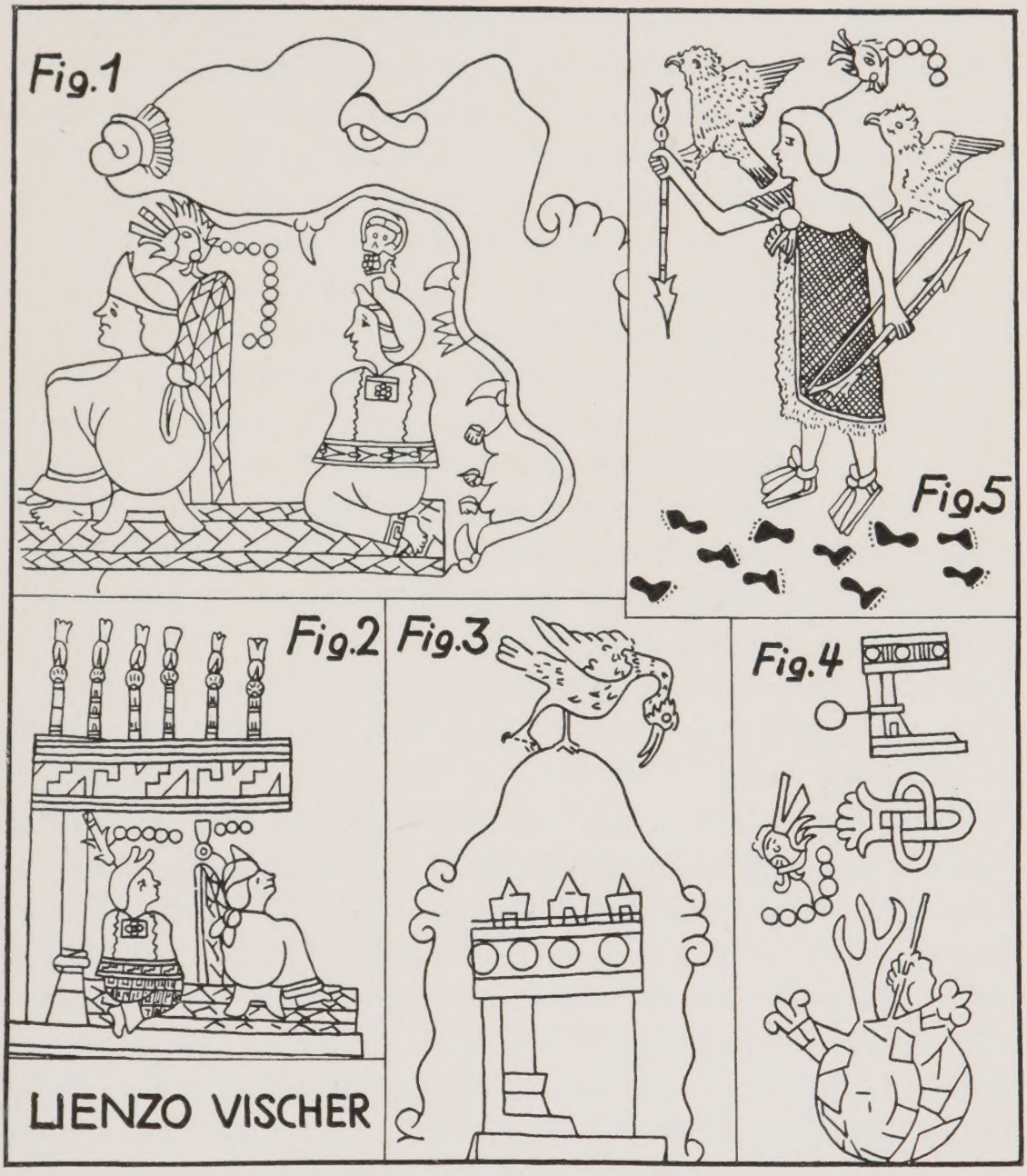


Abb. 15:
Einzelne Figuren aus dem „Dorfbuch“ von Tecamachalco (Lienzo Vischer). Fig. 1: Herrscherpaar im Rachen einer Schlange, mit den Geburtstagszeichen über dem Kopf. Fig. 2: Herrscherpaar im „Pfeilhaus“. Fig. 3: Ortshieroglyphe Aztacalco (Reiherhaus). Fig. 4: Datumzeichen, oben „(Tag) 1 Haus“, Mitte: „Jahr 7 Wind“, unten: „Jahr 5 Hirsch“. Fig. 5: Adliger von Tecamachalco in der alten Kriegertracht und mit den Symbolen des Kriegers, zwei Adlern.

von 260 Jahren strittig ist. Hier ist die spätere Konkordanz gewählt, weil sie mit der Archäologie besser übereinstimmt. Die genannte Jahreszahlgruppe von 11 Zeichen setzt sich zu-

sammen aus einem Schriftzeichen, welches „Lange Rechnung“ bedeutet, aus 5 Zahlzeichen und 5 damit zusammengeschriebenen Schriftzeichen, die den Stellenwert der zugehörigen Zahlen angeben. Denn die Maya kannten einen Stellenwert und ein Zeichen für Null, beides Errungenschaften, die unserem klassischen Altertum unbekannt waren. Der Stellenwert ist freilich nicht dezimal, sondern vigesimal — mit Ausnahme der dritten Stelle, die dem Kalender zuliebe nicht einen Wert von 20×20, sondern von 18×20 hat. Die Einerstellen heissen „Tage“ (kin), die Zwanziger „Monate“ (uinal), die 360er „Jahre“ (tun), die 20×360er sind die Katun, und der Zyklus von 20×20×360 heisst Baktun. Der Mayaforscher pflegt den Stellenwert mit Hilfe von arabischen Ziffern so abzukürzen, dass er ganz links die Baktun, ganz rechts die Kin hinschreibt und auf die Stellenbezeichnung verzichtet. 9 Baktun + 15 Katun + 10 Tun + 0 Uinal + 0 Kin schreiben wir also der Einfachheit halber so: 9—15—10—0—0 (dezimal ausgedrückt ist das 1 407 600).

Auf der Holztafel von Tikal, die den Abendsterngott unter der doppelköpfigen Himmelsschlange zeigt (Abb. 4 u. 5), haben links und rechts oben senkrecht verlaufende Kolonnen von Hieroglyphen Platz gefunden. Links oben ist in den zwei ersten rechteckigen Feldern das vierteilige Tagesdatum 3 ahau (innerhalb des Wahrsagejahres) 3 mol (3. Tag des „Monats“ mol innerhalb des Sonnenjahres) zu erkennen. Die „Lange Rechnung“ (die Beziehung auf einen Nullpunkt) fehlt, das Datum ist nur auf 260 Jahre genau, der Stil der Tafel und die Fundumstände lassen aber mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass es sich um das Mayajahr 9—15—10—0—0 handeln muss. Wir dürfen die Tafel also ins Jahr 741 nach Chr. datieren. Auf das Anfangsdatum folgen (in unregelmässiger Reihenfolge!) 0 Baktun + 2 Uinal + 2 (Kin) + 5 Tun, d. h. 762 Tage; der 762. Tag nach dem Anfangsdatum ist daraufhin wieder vierteilig angegeben: 11 ik 15 ch'en. Nach dreizehn noch unentzifferten Schriftzeichen ist „1 Kin“ zu lesen, d. h. 1 Tag Abstand, und tatsächlich folgt der dahinter angegebene Tag

12 akbal 16 ch'en unmittelbar auf 11 ik 15 ch'en. Nach sechs weiteren Hieroglyphen heisst es „3 Tun", d. h. 1080 Tage Abstand, nämlich des letzten Datums, das auf der Tafel angegeben ist: 13 akbal 1 ch'en, vom vorherigen: 12 akbal 16 ch'en. Im Ganzen ist also ein Zeitraum von 5 Jahren 18 Tagen auf der Holztafel festgehalten.

Was eigentlich in diesem Zeitraum geschehen ist, wissen wir nicht zu sagen. Die Maya-Schrift kann bis jetzt noch nicht zusammenhängend gelesen werden. Kein Versuch der Entzifferung hat zu diesem Erfolg geführt. Immerhin kennt man den Typus der Schrift und eine Anzahl von einzelnen Hieroglyphen. Ähnlich wie bei der chinesischen Schrift sind ganze Wörter und Begriffe durch ein einziges Zeichen wiedergegeben, das den Bildcharakter noch erkennen lässt, aber doch schon stark stilisiert ist. Die Grundzeichen dieser Wortschrift, die Ideogramme, ändern ihre Bedeutung, sobald bestimmende Nebenzeichen, die Determinative, hinzutreten, die entweder ins Grundzeichen hineingeschrieben (Infixe) oder am Rande ihm angefügt sind (Affixe). Ein Determinativ kann je nach dem Ideogramm, mit dem es kombiniert ist, recht Verschiedenes bedeuten, das Determinativ „Grünstein" z. B. „Wasser", „Vegetation", „Glanz", „Licht", wobei wir das tertium comparationis immerhin verstehen können. Manche Hieroglyphen sind überhaupt nur aus Determinativen zusammengesetzt. In der Hauptsache gibt also die Mayaschrift den *Sinn* der Wörter und Sätze wieder, selten deren einzelne Laute (dann aber in der Art eines Rebus, eines Bilderrätsels). Man kennt im allgemeinen die Zeichen für Götter, Tiere, Gestirne und Himmelsrichtungen, für Farben, gewisse Gegenstände und sogar Tätigkeitswörter. Am besten weiss man über die Zahlen und die Zeitrechnung Bescheid. Die Mayaastronomen wussten die Länge des Sonnenjahres durch Einschaltungen zu korrigieren, berechneten Finsternisse, beobachteten die Umlaufzeit von Planeten und hielten dies alles in Tabellen fest.

Die Denkmäler des „Alten Reiches" in den Urwäldern des südlichen Mayagebietes tragen unzählige Inschriften und

sind datiert. Eine eigentliche Geschichte der Maya wäre wohl zu schreiben, hätte man nicht leider nur das Zahlengerüst zur Hand. Aus der späten Mayazeit sind dann auch drei Bücher erhalten, die den Zerstörungen der Eroberungszeit entgangen sind. Ihr Inhalt ist zum Teil eben der Astronomie gewidmet.

Die Bücher der Tzapoteken und ihrer Nachbarn und der Azteken sind, soweit sie nicht Kopien aus der Zeit nach der Eroberung sind, wie die der Maya Faltbücher, den chinesischen Blockbüchern vergleichbar, also lange Streifen von Hirschleder oder Agavefaserpapier, die zieharmonikaartig zusammengelegt sind. Von einer Kalkgrundierung heben sich die dunkeln Linien und die farbigen Flächen der Bilder und Zeichen ab. Es sind in erster Linie Bilderbücher, welche die Kalenderweisheit, Schicksale von Göttern und Geistern oder jahrbuchhaft die Stammesgeschichte erzählen. Denn die Schrift der Azteken und Tzapoteken war noch weitgehend piktographisch, bildmässig. Verhältnismässig wenig Zeichen — so die Kalenderzeichen — standen fest. Orts- und Personennamen wurden oft in der Art einer Scharade wiedergegeben. Der Ort Tecamachalco etwa, was „Steinrachenort“ (Gebirgsmulde, Felszirkus) bedeutet, erscheint bilderschriftlich recht einfach als Stein mit einem Rachen, mit Zähnen (Abb. 15, Fig. 1).

Aus Tecamachalco, einem alten Mittelpunkt der Popoloken im Süden des heutigen mexikanischen Staates Puebla, an der alten Strasse, die vom Hochland nach Oaxaca und Tehuantepec hinunterführt, stammt ein „Dorfbuch“, das nach dem Sammler „Lienzo Vischer“ heisst. Es handelt sich bei den sogenannten Lienzos (das spanische Wort lienzo bedeutet „Tuch“) nicht um Faltbücher, sondern in diesem Fall um ein grosses, aus mehreren Stücken zusammengenähtes rechteckiges Hirschledertuch, das aber ebenfalls grundiert und bemalt ist, und zwar noch im guten alten Stil, obwohl die Malerei erst in der frühen Kolonialzeit entstanden ist. Ein glücklicher Umstand will es, dass in Mexiko „Annalen“ von Tecamachalco existieren, die im 16. Jahrhundert in aztekischer

Sprache (aber europäischer Schrift) niedergeschrieben worden sind, und dass darin unser Lienzo als „Dorfbuch“ (altepetlacuilolli) erwähnt wird. Es sei im Sommer 1557 dem spanischen Vizekönig Don Luis de Velasco vorgelegt worden, damit er die Landrechte der Indianer auf Grund dieses Dokumentes schützen könne. Die Vornehmen hätten ihre Namen hinzufügen lassen. Tatsächlich sind popolokische Adlige mit ihren Gattinnen auf dem Lienzo abgebildet (Fig. 1. u. 2), und Beischriften in europäischer Schrift, meistens aber in aztekischer Sprache, nennen ihre Namen und bei einigen ihre Würde als „Gouverneure“ (Bürgermeister) der Kolonialzeit. Dieselben Namen und Würden kehren in den „Annalen“ wieder! Das Datum 1557 ist in einer von der aztekischen abweichenden Jahreszählung niedergelegt, die nach einem kleinen Stamm des Staates Oaxaca die „cuicatekische“ genannt wird. „Jahr 7 Wind“ heisst es dafür in der Bilderschrift (Fig. 4; die Azteken hätten „Jahr 13 Haus“ geschrieben). Nebenbei steht „Jahr 5 Hirsch“ (das wäre aztekisch „Jahr 11 Kaninchen“). Unter diesem Datum — es ist das Jahr 1542 — berichten die „Annalen“ von der Eroberung von Juchipila (Xochipillan, „Blumenprinzenort“ im heutigen Staate Zacatecas) während dem sogenannten Mixtonkrieg, einem gefährlichen Indianeraufstand, gegen den die spanische Regierung auch indianische Hilfstruppen einsetzte. Ein Vornehmer von Tecamachalco, der auf spanischer Seite mitkämpfte, ist auf dem Lienzo (Fig. 5) mit Pfeil und Bogen und zwei Adlern, den Abzeichen des Kriegers, abgemalt. (In Tat und Wahrheit focht er natürlich mit europäischen Waffen; die Hilfstruppen waren sogar mit Kanonen ausgerüstet worden). Palast und Tempel von Juchipila brennen daneben; Feinde (die man nicht sieht) werden von Fussspuren umringt (d. h. vernichtet).

Vier Darstellungen gehen übrigens auf dem Lienzo durcheinander: eine Landkarte des Tales von Tecamachalco mit Gebirgszug und Strasse, der Katasterplan mit den Figuren der Landbesitzer, die Genealogie einer alten Häuptlingsfamilie, der „Eidechsenleute“, die ursprünglich aus dem Bergland

weiter südlich stammten, und die Geschichte der Eroberung von Juchipila.

Alte Bilderbücher, ferner umfangreiche Texte in Indianersprache, die nach der Eroberung aufgeschrieben worden sind, und spanische Darstellungen lassen uns von der altmexikanischen Kultur recht viel wissen. Dass die Azteken am gründlichsten bekannt sind, das hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass ein Franziskanerpater, Fray Bernardino de Sahagún, sich von hochstehenden Indianern Berichte über vergangenes Leben und alten Glauben auf aztekisch diktieren liess und die Niederschriften dann zu einer wahren Enzyklopädie ordnete.

Der Hauptteil unserer Basler Sammlung ist jetzt über hundert Jahre alt. Der Basler Kaufmann und Kunstliebhaber Lukas Vischer erwarb während ausgedehnter Reisen durch Mexiko in den Jahren von 1828 bis 1837 mit feinem Geschmack vor allem steinerne und tönerne Bildwerke aus dem Hochland, von denen einige ihresgleichen suchen. In neuerer Zeit haben sich Herr und Frau Dr. E. Ritter um die Sammlung verdient gemacht. Die wissenschaftlich und künstlerisch fast unschätzbaren Holztafeln von Tikal aber hat der Basler Arzt und Naturforscher Dr. Gustav Bernoulli, der längere Zeit in Guatemala wirkte, an Ort und Stelle gefunden und 1878 dem Basler Museum geschenkt. *H. D.*

WELLCOME LIBRARY
Pam (H)
Museum